

Bauen für Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung

Das «Wagi-Dörfli» in Uster macht sich fit für die Zukunft

Einen familiären Zusammenhalt bieten und gleichzeitig Privatsphäre ermöglichen. Unter diesem Motto steht der Umbau im «Dörfli» der Stiftung Wagerenhof in Uster. Ziel: Individuelles Wohlbefinden für die 227 Bewohnerinnen und Bewohner mit einer kognitiven Behinderung.

Von Daniela Deck

Die Stiftung Wagerenhof bietet Menschen mit kognitiver Behinderung ab 18 Jahren lebenslang ein Zuhause. «Unser Anspruch ist es, ein bleibendes und liebevolles Daheim zu geben. Damit wir auch in Zukunft jedem einzelnen Bewohner, jeder einzelnen Bewohnerin ein Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit vermitteln können, müssen wir uns an ihre veränderten Bedürfnisse anpassen», sagt Gesamtleiter Andreas Dürst.

Mindestens einmal im Jahr wird das Wohlbefinden aller Bewohnerinnen und Bewohner evaluiert.

Vor zwei Jahren hat die Stiftung bereits eine Pflegegruppe und eine Demenzwohngruppe eingerichtet. Der nun geplante grundlegende Umbau sieht die Schaffung einer zweiten Demenzwohngruppe vor, inklusive eines umzäunten Demenzgartens mit

Wegen in Endlosschlaufen, auf denen sich die betagten Bewohner bewegen, aber nicht verirren können. Bereits heute ist der Wagerenhof als Pflegeheim gelistet.

Die demografische Durchmischung ist gut im «Wagi-Dörfli», wie die Angestellten und die Ustermer ihre Institution nennen, auch wenn heute, anders als früher, keine Kinder und Jugendlichen mehr aufgenommen werden. Seit den Neunzigerjahren hat sich die Stiftung auf die Betreuung von Erwachsenen spe-



In der Mitte des weitläufigen Wagerenhof-Areals steht der über 100-jährige Altbau, der jetzt saniert wird. Foto: Wagerenhof

zialisiert. Diejenigen Bewohnerinnen und Bewohner, die im Lauf ihres Lebens schwer pflegebedürftig oder dement werden, sind auf die entsprechende Infrastruktur angewiesen. Eine Normwohngruppe würde weder ihnen noch ihren Mitbewohnern gerecht.

Die Suche nach der grösstmöglichen Lebensqualität

«85 Prozent unserer Bewohner haben keine verbale Sprache, und die übrigen 15 Prozent sagen oft das, was ihren Betreuungspersonen gefällt. Wie also finden wir heraus, was für sie Lebensqualität bedeutet?», bringt Gesamtleiter Andreas Dürst die alltägliche Herausforderung für das Personal auf den Punkt. Für eine Antwort, die sowohl fachlich und wissenschaftlich als auch menschlich überzeugt, arbeitet die Stiftung Wagerenhof seit drei



Die Projekt-Visualisierung zeigt das geplante Wohnhaus A (Bildmitte) am Rand des Geländes. Hier werden zwei Wohngruppen untergebracht. Die insgesamt 12 Bewohner haben viel Raum für individuelle Gestaltung.

Visualisierung: Wagerenhof

Jahren mit der Kölner Professorin Monika Seifert zusammen. Das Modell der acht Kerndimensionen lässt sich im Buch «Zielperspektive Lebensqualität. Eine Studie zur Lebenssituation von Menschen mit schwerer Behinderung im Heim» nachlesen. Mindestens einmal im Jahr wird das ganzheitliche Wohlbefinden aller Bewohner evaluiert. Dafür trommelt die Institutionsleitung jeden Donnerstagnachmittag alle Fachkräfte zusammen, die mit der jeweiligen Person im Alltag in Kontakt stehen, um gemeinsam zu überlegen, was gut läuft und was sich optimieren lässt. «Dadurch hat sich die Lebensqualität vieler Bewohnerinnen und Bewohner entscheidend verbessert», sagt Gesamtleiter Andreas Dürst. «Wir lassen nicht locker, selbst wenn wir in vielen Fällen «Marte Meo», eine videogestützte Methode, einsetzen müssen, um Stressfaktoren in der Pflege, bei der Betreuung und Agogik zu identifizieren und zu eliminieren.»

Licht- und Farbkonzept von über 30 Seiten

Im Zusammenhang mit dem Umbau erhält die Frage nach der Lebensqualität besondere Dringlichkeit. Baufehler hätten gravierende Konsequenzen, vor allem in Form von Stress und Frustration, für die Bewohner und Bewohnerinnen ebenso wie für die Angestellten. Allein das Farb- und Lichtkonzept für das vierjährige Neu- und Umbauprojekt umfasst deshalb über 30 Seiten.

Kleine Einheiten sollen Geborgenheit vermitteln und das Zusammenleben fördern.

Bernhard Maier, Projektleiter Bau, erklärt das Anliegen an Beispielen: «Ein wichtiges Ziel ist es, dass auch Bewohner, die nicht gut sehen, die Türen wahrnehmen, die für sie bestimmt sind, und dass alle Bewohner diejenigen Türen, die nicht für sie bestimmt sind, möglichst nicht wahrnehmen. Auch mit der Wahl des Bodenbelags kann die Orientierung im Alltag erleichtert werden.»

Die Sanierung des Altbaus sowie der Neubau von zwei Wohngruppenhäusern startet nächstes Jahr. Die Bauarbeiten werden vier Jahre dauern. Die Kosten dafür belaufen sich auf rund 50 Millionen Franken. Der Wagerenhof wird dann bis zu 245 Plätze anbieten können. Die neuen Zimmer sind Einzelzimmer und gehen mit 18 Quadratmetern deutlich über das vorgeschriebene Minimum von 14 Quadratmetern hinaus. Jeweils zwei Zimmer können bei Bedarf zu einem Doppelzimmer mit einer Nasszelle zusammengefasst werden. Die

Wohngruppen sind mehrheitlich als Doppel-Sechser- und im Übrigen als Doppel-Achter-Gruppen geplant. Kleine Einheiten sollen Geborgenheit vermitteln und das familiäre Zusammenleben zwischen den Bewohnerinnen und Bewohnern fördern. Beobachtungen der Pflegedienstleistung, basierend auf dem Kerndimensionsmodell, haben gezeigt, dass die trennscharfe Alternative vom eigenen Zimmer (Abgeschiedenheit) und dem Wohnzimmer der Gruppe (Gemeinschaftsbereich) nicht alle

>>



Ausgelassene Stimmung am «Dörfli»-Fest. Im Wagerenhof wird oft gefeiert.

Foto: A. Bischof, Wagerenhof

Bedürfnisse abdeckt. Aus diesem Grund sind jetzt Zwischenbereiche und Ecken geplant, die Interaktion zu zweit oder zu dritt fördern.

Inklusion im «Wagi-Dörfli»

«Wir haben festgestellt, dass die Bewohner es zwischendurch schätzen, den Rest ihrer Gruppe zu hören, ohne dass sie sich aktiv in die Gemeinschaft einbringen müssen», erläutert Gesamtleiter Andreas Dürst. Diesem Bedürfnis soll nicht zuletzt der «Snoozle-Egge» auf den Wohngruppen Rechnung tragen. Das sind Nischen für sinnesanregende Erlebnisse, Entspannung oder Rückzug.

«Uster fliesst durch uns hindurch», sagt Andreas Dürst. Ein Teil der Stadtbevölkerung geht auf dem Weg zum Bahnhof oder zur Schule über das Areal. Da Kinder und Menschen mit kognitiver Behinderung gleichermassen ohne Scheu aufeinander zuge-

hen, ist Inklusion in Uster kein leeres Wort: Mütter kommen mit ihren Kleinkindern zum Spielen und auf einen Kaffee ins Wagi-Dörfli. Familien kommen, um die Esel und Pferde zu streicheln und die jungen Säuli zu besuchen, die

zum institutionseigenen Landwirtschaftsbetrieb gehören. Die Evaluation der Freizeitgestaltung der Bewohner hat gezeigt, dass 90 Prozent von ihnen den Bauernhof wenigstens einmal täglich besuchen. Wenn die Milchkühe auf dem Weg von und zur Weide zweimal am Tag die stark befahrene Wermatswilerstrasse überqueren, unterstützen sie sogar das Bemü-

hen der Stadtverwaltung um Verkehrsberuhigung auf dieser Achse.

In Einzelfällen leisten die geografische Lage mitten in der Stadt, die Spielgeräte für Gross und Klein sowie die attraktive parkähnliche Anlage sogar einen Beitrag zur Ausländerintegration. Mehr als eine Muslima, die erst schüchtern und isoliert mit

Mütter kommen mit ihren Kleinkindern zum Spielen und auf einen Kaffee ins «Wagi-Dörfli».

ihren Kindern auf einem Bänkli die Sonne genoss, ist durch die Annäherung von Bewohnern mit Betreuungspersonen ins Gespräch gekommen. Gelegentlich ist das für Frauen aus diesem Kulturkreis der erste Kontakt ausserhalb der Familie oder ihrer Sprachgruppe.

Die Verkaufspunkte Cafeteria, Hofladen, Blumenladen und Geschenkladen mit Erzeugnissen aus eigener Produktion unterstützen die Inklusion der Wagerenhof-Bewohner ins Stadtleben und umgekehrt. Das gilt auch für die Kinderkrippe auf dem Areal mit 33 Plätzen, eine der landesweit wenigen Kitas, wo Kinder mit Beeinträchtigungen (ein Drittel) gemeinsam mit Kindern ohne Beeinträchtigung betreut werden.

Der grosse Festsaal ist neben der internen Nutzung ein gesuch-

tes Eventlokal für Anlässe oder Feiern. «Wir heissen Menschen willkommen, die offen sind für die Neugierde und Freude unserer Bewohner und keine Berührungsängste haben», sagt Gesamtleiter Andreas Dürst. «Eine Hochzeitsgesellschaft zum

Ein weiter Weg für den Wagerenhof seit der Gründung als «Anstalt für geistig behinderte Kinder».

Beispiel und besonders die Braut sind für unsere Bewohner und Bewohnerinnen ein Höhepunkt im Alltag.»

«Beim Gesamtleistungswettbewerb war es für uns entscheidend, dass der Dorfcharakter erhalten bleibt. Mit beratender Stimme hat eine interne interdisziplinäre Fachgruppe mit Vertretern von der Agogik bis zur Informatik die Jury unterstützt. Auf der Zielgerade hatten wir das Glück, dass Jury und Fachgruppe unabhängig voneinander demselben Projekt den Vorzug gegeben haben», freut sich Andreas Dürst über die breit abgestützte Zustimmung. Von den anfänglich neun eingereichten Projektskizzen wurden vier final ausgearbeitet, die beim Erscheinungsbild auf unterschiedliche Schulen setzen: die Abgrenzung zum Bestehenden und die harmonische Einbettung. Die Einbettung hat das Rennen gemacht.

Der 113-jährige Altbau wird saniert und durch den Auszug der Wäscherei ins neu zu bauende Haus A aufgewertet. Stattdessen werden die beiden Ateliers Holz und Metall in den Altbau einziehen. Projektleiter Bernhard Maier erklärt: «Die einstige Prunkseite unseres Altbaus war lange versteckt, da der Empfang auf der anderen Seite in einem neueren Gebäude untergebracht war. Jetzt bringen wir diese Seite endlich wieder zur Geltung.» Im Siegerprojekt wird dieser Teil des Altbaus denn auch neu «Gemeindehaus» benannt.

Motivierte Stadtbevölkerung

Seit der Gründung 1904 als «Anstalt für geistig behinderte Kinder» hat der Wagerenhof einen weiten Weg zurückgelegt. Der Zaun, der das Areal abschirmte, wurde entfernt. Statt mit dem Rapportbuch im Milchkästchen an der Grundstücksgrenze arbeiten die Mitarbeitenden heute nach modernen professionellen Erkenntnissen. Und die «verständnisvolle und opferwillige Bevölkerung», die den Standort, damals noch ausserhalb der Stadt gelegen, zur Gründung der Institution so passend erscheinen liess, kommt heute aus solidem Eigeninteresse ins «Wagidörfli». Davon profitieren beide Seiten – denn die Motivation der Stadtbevölkerung ist nachhaltig. ●